



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Bilder aus dem Universitätsleben : 7. Die Studentin

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Wenn die Woge denn auch einen der Mutigen,
Wo er treulich getraut, schmeichelnd hinunterzieht,
Und die Stimme des Sängers
Nun in blauender Halle schweigt:

Wenn des Abends vorbei einer der Unsern kömmt,
Wo der Bruder ihm sank, denket er manches wohl
An der warnenden Stelle,
Schweigt und gehet getrösteter.



Bilder aus dem Universitätsleben

7. Die Studentin



ie sehen also, meine Herren, sagte Professor Anorre polternd, indem er sich auf seinem Stuhl zurücklehnte und schnell einen grimmigen Seitenblick auf die Bank der Hospitantinnen warf, die Ansichten über das vielgerühmte Ewig-Weibliche gehen bei den verschiedenen Völkern weit aus einander. Das zu verfolgen, ist für den vergleichenden Litterarhistoriker eine sehr anziehende und dankbare Aufgabe. Wir finden in allen Litteraturen neben den sinnlich überreizten lyrischen Schmachthähnen, die unerschöpflich sind in den lächerlichsten Lobpreisungen des Weibes, auch vernünftig denkende Kraftgeister, die sich über den wahren Wert und den im Grunde oft recht kläglichen Inhalt des schönen Geschlechts nicht haben täuschen lassen. Ich habe Ihnen in voriger Stunde eine reiche Auslese von Gedanken solcher Dichter und Philosophen vorgeführt aus der griechischen, römischen, italienischen, französischen und englischen Litteratur. Ich will Ihnen zum Schluß der heutigen Vorlesung noch aus der orientalischen eine zu unserm Thema gehörende Geschichte in freier Übersetzung vortragen.

Man sah es dem alten Junggesellen und Weiberfeind deutlich an, mit welchem Behagen er in diesem Kolleg die Schätze seiner Gelehrsamkeit ausbreitete. Er lockerte seinen Halskragen, fuhr sich mit der linken Hand langsam über den kurzgeschornen, grau schimmernden Vollbart, kniff das rechte Auge etwas zu, denn rechts saßen die ihm unerwünschten zuhörenden Damen, und fing an zu erzählen:

Ein Magier kam einst zu einem alten König und brachte ihm eine prächtige Marmovase von gewaltiger Größe, ein Meisterstück der bildenden Kunst. Der König ließ sie in einem Saal seines Schlosses auf ein Postament stellen,

und alle Hofleute, Gelehrte, Künstler und Dichter strömten selbst aus den entferntesten Teilen des Reiches herbei, um sich das gepriesene Kunstwerk anzusehen.

Es war in der That eine unvergleichliche Schöpfung. Der in anmutigen Linien aufsteigende, reich ausgearbeitete Fuß, der symmetrische Aufbau, die entzückende Rundung, die reichen Ornamente, der kunstvoll gemeißelte, mit einem Goldreifen wirkungsvoll umschlossene Hals und schließlich als besondere Eigentümlichkeit der aus einem mächtigen Achat geschliffene, mit Reliefs versehene Deckel, den nur der Magier zu öffnen imstande war — alles wurde von der Gesellschaft eifrig beurteilt. Aber eine allgemeine Anerkennung, eine rückhaltlose Bewundrung wollte nicht aufkommen. Hier und da machte sich nach einiger Zeit sogar eine Opposition bemerkbar: man steckte die Köpfe zusammen, man zischelte sich etwas ins Ohr, man zuckte die Achseln und sagte: Gewiß, sehr schön, sehr schön — aber —

Dem alten Könige entgingen diese lauen und abfälligen Urteile nicht, und er machte den Magier etwas unwillig darauf aufmerksam. Der Magier trat mit der Ruhe eines Weisen unter die Beschauer und sagte: Verehrte Kunstfreunde, die plastische Schönheit, die edle Gestalt, die reiche Verzierung, mit einem Worte die äußere Form dieser Vase, worauf ihr euern Sinn gerichtet habt, ist nicht die Hauptsache. Die Vase ist nur die schlichte Hülle für den über alle menschlichen Begriffe wertvollen Inhalt. Nicht das Gefäß selbst, sondern was darin steckt, das ist das Staunenswerte und wahrhaft Befriedigende; darin liegt erst der Schatz, der unserm ganzen Volke und der Nachwelt zum Entzücken und zum Segen reichen wird. Ich sehe hier große Geister unter euch, Gelehrte, Künstler und Dichter. Dem soll die Vase samt dem Inhalt gehören, der errät, was in ihr steckt.

Diese Worte übten eine ungeheure Wirkung auf die Menge aus. Ein neuer Strom des Kunstseifers, der Wißbegierde, der Begeisterung ging durch die Männer, und alles drängte sich nach dem Saale, um sich in das Geheimnis der wunderbaren Vase zu versenken. Da saßen bald die großen Denker stundenlang vor ihr auf weichen Polsterstühlen, den Kopf in die linke Hand gestützt, ein Notizbuch und einen Bleistift in der Rechten, und suchten den Inhalt des Gefäßes philosophisch zu ergründen. Da schritten oder schlichen die Künstler mit mächtigen Mähnen auf den Köpfen, den weitkrämpigen Hut in der Hand, und eine fliegende Schleife um den Hals, breitspurig oder auf den Fußspitzen, prüfend um die Vase herum, als könnten sie aus den Ornamenten oder Reliefbildern den Inhalt erraten. Reiche, wohlgenährte Kunstproben blieben tagelang in dem Saal, wischten sich mit seidnen Tüchern den Schweiß von der Stirn und zermarterten ihr Gehirn, um das Rätsel zu lösen und auf diese Weise billig zu einem großen Wertstück zu kommen. Ganz hinten an die Säulen gelehnt standen die Dichter mit verschränkten Armen, den verschleierten Blick wie liebetrunkene auf die Vase gerichtet.

Es dauerte nicht lange, und das erste Gedicht war da. Das gab das Signal zu einem wahren Sturm von Erklärungsversuchen. Die Philosophen schrieben eine gelehrte Abhandlung nach der andern. Die wissenschaftlichen Ansichten platzten auf einander, zwischen den einzelnen Parteien entbrannten die heftigsten Fehden. Aus Artikeln wurden Broschüren, aus den Broschüren dickleibige Bücher, aus den Büchern ganze Bibliotheken. Die Bildhauer nahmen sich die Vase zum Modell und bildeten sie nach in Marmor, Erz und Holz. Die Maler gebrauchten sie in allen Stellungen und zu allen Zwecken im Stillleben und im Genre, im Landschaftsbilde und im historischen Gemälde. Die Musiker ließen sich durch den unbekannten rätselhaften Inhalt zu herrlichen Tonschöpfungen begeistern, und die Werke der lyrischen, epischen und dramatischen Dichter, die das Wesen der geheimnisvollen Vase zu ergründen und darzustellen suchten, wuchsen fast in beängstigender Weise.

Der alte König ließ alle Bücher sammeln von der einfachen Broschüre bis zum reichsten Goldschnittband. Im Saal wurden große Schränke aufgestellt, und bald waren sie alle von oben bis unten vollgefüllt. Der König freute sich darüber, denn er meinte, daß ein Volk nicht vom Brot allein leben könne, und deshalb ermutigte er immer wieder zu neuen Versuchen, das Problem zu lösen. Als aber einige von den großen Geistern darüber wahnsinnig wurden, andre sich aus Verzweiflung vergifteten oder ertränkten, wurde der König zornig. Er rief den Magier zu sich, fuhr ihn heftig an und drohte ihn zu töten, wenn er ihm nicht sofort den Inhalt der Vase verriete und damit den Gefahren ein Ende machte.

Der Magier verbeugte sich stumm, ging mit dem alten König allein in den Saal und nahm zwei Leitern mit. Dann stiegen beide die Leitern hinauf, um von oben in die Vase hineinzusehen. Der Magier öffnete durch Anschlag mit einem Goldstück den Deckel, dann trat er etwas zurück, und der König beugte sich aufs höchste gespannt über den Rand und blickte hinein. Er bog den Kopf nach rechts, er bog ihn nach links. Seine Augen suchten oben und suchten unten; sie flogen an den Wänden entlang, sie schweiften nach dem Fuß und nach dem Halse. Plötzlich hob er den Kopf zornentflammt empor, seine Augen rollten wild, und wütend schrie er den Magier an: Ein niederträchtiger Lügner bist du, ein gemeiner Schwindler! Nichts ist drin! Nichts! Und das sind die Schätze, die meinem Volk und der Nachwelt zum Segen reichen sollen?

Aber der Magier blieb ruhig und zeigte lächelnd auf die Schränke im Saal: Dort, mein König, sind jene Schätze! Ohne den unbekannten Inhalt der Vase wären diese unsterblichen Schätze nicht gehoben worden. Der alte König schwieg und musterte die Schränke. Dann stiegen beide langsam die Leiter herunter. Und doch, sagte der König stirnrunzelnd, ärgerts mich, daß ich alter Mann mich so habe hinters Licht führen lassen. Es ist das erste mal in meinem Leben, daß ich auf solche Weise getäuscht worden bin.

Das erstemal? fragte der Magier lächelnd und strich langsam seinen langen Bart. Großer, weiser König, denk an die Weiber!

Der alte Herrscher schaute verwundert auf: Was hat der geheimnisvolle Inhalt der Vase mit den Weibern zu schaffen?

Diese Frage, mein Fürst, ist nicht schwer zu beantworten. Gleicht jene Vase mit ihrer Form und ihrem Inhalt nicht den meisten Frauen? Wenn unsre Philosophen, Künstler und Dichter ihren wahren Inhalt wüßten, würden sie dann noch Bücher drüber schreiben und Kunstwerke darnach schaffen? Es ist also gut, daß ihnen das Nichts darin verborgen bleibt; es ist nützlich, daß sie ewig nach dem vermeintlichen geheimnisvollen Inhalt suchen.

Der alte König sah den Magier groß an, dann blickte er eine Weile sinnend vor sich hin und murmelte kopfnickend: Die Weiber und geheimnisvolle inhaltreiche Vasen!

Er gab dem Magier die Hand: Verzeih mir, es war die dümmste Frage, die ich in meinem Leben gestellt habe. Fordre, was du willst, ich behalte die Vase.

Aber erst verschließen, sagte der Magier schlaun lächelnd und hob die Hand, erst verschließen! Dann stieg er wieder auf die Leiter und schloß den Deckel, daß er nicht mehr zu öffnen war.

So, sagte er feierlich, als er wieder unten war, jetzt hat sie wieder ihren Inhalt! Nun mögen sie weiter philosophiren und malen und dichten und singen! —

In demselben Augenblick läutete es. Das Auditorium hatte mit Spannung bis zum Schlusse zugehört und brach in lautes Lachen aus. Nun, meine Herren, sagte der Professor mit einer gewissen triumphirenden Freude, die Geschichte ist zu Ende. Hinzufügen ließe sich nur noch die merkwürdige Erscheinung, daß die Frauen selbst an den geheimnisvollen Inhalt der Vase glauben. Auf dieser Selbsttäuschung, das ist gar nicht zu bestreiten, beruht die ganze moderne Frauenfrage mit all ihren unsinnigen Ansichten und Forderungen. Wer sich aber selbst täuscht, ist ein unbrauchbarer Kritiker und zum Studium der Wissenschaften erst recht nicht geschaffen.

Darauf griff er nach seinem Hute und verließ den Hörsaal, während er sich aus den gesenkten Blicken und den rot gewordenen Backen der Studentinnen überzeugte, daß der Hieb geseßen hatte. Nur eine, die ihren Platz ganz vorn hatte, eine Brünette, mit schlicht gescheiteltem schwarzem Haar und großen braunen Augen, schaute ihn unverwandt an und nickte ihm verständnisvoll zu, als er vorbeiging.

Unverschämte Person! stieß er zwischen den Zähnen hervor, als er auf dem Korridor war, fängt hier an zu kokettiren. Ich werde mir die Gesellschaft schon vom Halse schaffen! Dabei lief er seinem Kollegen, dem Mathematiker, in die Arme.

Holla, rennen Sie mich nur nicht um, rief dieser erstaunt, Sie sind ja in wenig freundlicher Stimmung.

Ja, da haben wir den Rummel, sagte Knorre, gucken Sie mal hinein. Mein ganzes Auditorium sitzt voll Frauenzimmer. Weiß Gott, ich komme mir vor wie ein Hausvater in einem Altjungfernstift. Aber ich hab es vorausgesehen. Als ich im vorigen Semester in der Fakultätsitzung gegen die Zulassung der Weiber zu unsern Vorlesungen Einspruch erhob, ist mir kein Mensch beiggesprungen, auch Sie nicht, verehrter Herr Kollege. Mir ist, als hätte ich eine Stunde Schlagjahne genossen, und nun haben Sie nicht einmal einen Cognac bei sich. Ich empfehle mich!

Knorre verließ das Universitätsgebäude und ging auf die Promenade. Dort blieb er stehen, stieß den Stock heftig auf den Boden und brummte ein paar Vermünschungen vor sich hin. Die Brünette hatte ihn geärgert. Jetzt, auf seine alten Tage, wo er nahe an die sechzig war, sollte er vor Frauenzimmern „seichen,“ wie er in der Fakultätsitzung gesagt hatte, womöglich Süßholz raspeln und mit schönen Augen „blickwedeln.“ Da müßte der Teufel dreinschlagen! Wer volle Hörsäle haben wollte, der könnte sich statt der Frauenleute ebensogut Kleiderstände oder Frisirpuppen aus den Barbierläden hinsetzen. Drei verhaunte Bierstudenten seien ihm lieber als dreißig bleichsüchtige, bebrillte, hysterische Frauenzimmer. Es fehlte nur noch, daß jeder Universitätsprofessor ein Mädchenpensionat einrichtete und nebenbei den Heiratsvermittler spielte. Denn aufs Heiraten käme es den Frauenzimmern doch nur an. Alles andre sei bei ihnen bloße Heuchelei, Dummheit oder Eitelkeit.

Während er nach Hause ging, stieg die ganze Fakultätsitzung wieder vor seinem Geiste auf. Seine Ansichten hatten heftigen Widerspruch erfahren, aber er wußte, daß dieser nur von den Kollegen ausgegangen war, die unterm Pantoffel standen und im Eheleben zwar ihre Bequemlichkeit gefunden, aber ihren Willen eingebüßt hatten. So war denn der unglückliche Beschluß gefaßt und den Mädchen und Frauen gestattet worden, an den Vorlesungen teilzunehmen.

Wie auf Verabredung hatten sich die meisten sofort auf die litterargeschichtlichen Vorlesungen des alten Junggefellens gestürzt. Knorre hatte nun freilich ein volles Kolleg, aber mit seiner gesättigten Behaglichkeit war es vorbei. Er kam sich vor, als sollte er beständig in engen Lackstiefeln auf glattem Parkett gehen. Es fehlt nur noch, rief er einmal im Sprechzimmer, daß man mir Fauteuils mit Schlummerrollen in den Hörsaal setze, Buzenscheiben anbrächte, in der einen Ecke einen Kamin, in der andern ein Makarthbouquet aufstellte und den ganzen Raum mit Wohlgerüchen eines Harems anfüllte, dann hätten die Unterröcke alles erreicht, was sie haben wollen. Aber dann mag sich die Regierung Eunuchen als Professoren herholen, ich danke für das Geschäft. Der Hochmutsteufel in der sogenannten gebildeten Frauenwelt ist schon stark genug. Man sollte ihn mit Feuer und Schwert austreiben, aber nicht künstlich noch füttern!

Knorres Haß gegen das weibliche Geschlecht war sehr alt. Er rührte aus der Zeit her, wo er noch junger Dozent war und die Thorheit beging, sich in die vielgefeierte und vielumschwärmte Tochter des Landrats zu verliehen. Sie lächelte wie eine Prinzessin über seine Liebe, lachte wie eine Königin über seinen Antrag und heiratete dann einen Leutnant. Da war er mit dem Ewig-Weiblichen fertig, ganz fertig. Und jetzt auf seine alten Tage sollte er sich mit diesen inhaltslosen Gefäßen, mit diesen kurzleuchtenden, blendenden und zischenden „Knalleffekten der Natur“ abgeben und sie in den ernstesten Tempel der Wissenschaft hineinlassen? Das war ihm ein unerträglicher Gedanke. Es erschien ihm wie ein Possenspiel, wie eine Entweihung, wie ein strafwürdiges Verbrechen an der Majestät der Wissenschaft.

Der heutige Tag brachte aber dem alten Weiberfeinde noch mehr Ärgernisse. Als er nach Hause kam, machte ihm sein Diener Franz, den er schon zehn Jahre bei sich hatte, und der ihm von seinem Bruder, dem Thüringer Gutsbesitzer, als weibereif bezeichnet worden war, die Mitteilung, er wolle sich zu Michaelis verheiraten.

Verheiraten! schrie ihn Knorre an, Mensch, sind Sie verrückt geworden? Was fällt Ihnen denn ein? Wissen Sie, was das heißt, sich verheiraten? Das heißt, sich an einen Felsen schmieden und sich jeden Tag die Leber aushacken lassen!

Es ist nicht mehr zu ändern, sagte Franz und ließ den Kopf kläglich sinken.

Nicht mehr zu ändern? Ach so, ich verstehe. Das lebt doch wirklich wie die Bestien! Scheren Sie sich zum Teufel! ich werde mir einen andern, vernünftigeren Menschen aussuchen.

Franz bat, noch den Sommer bei ihm bleiben zu dürfen, und Knorre brummte seine Einwilligung dazu. Dann zog er sich den Rock aus, setzte sich in die Sofaecke und griff nach einem Buche, das vor ihm lag. Es war ein Kochbuch. Er hatte sich das vor einigen Tagen gekauft und studierte eifrig darin, um in dem Hotel, wo er zu Mittag speiste, eine gewisse Kontrolle ausüben zu können. Die letzte Mayonnaïsenauce ärgerte ihn noch heute. Jetzt lernte er ihre richtige Zusammensetzung kennen und nahm sich vor, der Wirtin wegen der infamen Fettjauche einmal eine ordentliche Vorlesung zu halten.

Er war gerade dabei, die einzelnen Bestandteile der Sauce in sein Notizbuch zu schreiben, als es klingelte und ihm Franz eine Karte brachte mit dem Namen: Luise Schmidt. Knorre warf die Karte sofort weg: er sei nicht zu sprechen, für weibliche Personen überhaupt nicht zu Hause. Aber da wurde die halbgeöffnete Thür schon ganz aufgemacht, und vor ihm stand Fräulein Luise Schmidt, die Brünette aus dem Kolleg, und sagte, indem sie den Sonnenschirm zwischen den Fingern hin und her bewegte: Oh, Herr Professor, auf diese konventionelle Art lasse ich mich nicht abweisen. Sagen Sie nur ehrlich, komme ich Ihnen recht, oder wünschen Sie, daß ich an einem andern Tage

oder zu andrer Stunde wiederkomme. Ihre heutige Vorlesung führt mich zu Ihnen. Sie haben uns darin nicht geschont, wahrhaftig nicht, aber heutzutage, wo man es liebt, sich ernsthafte Dinge mit einem Spizentuch voll Eau de mille fleurs wegzufächeln, ist es ein wahrer Genuß, kräftige, selbst grobe Worte zu hören.

Der Professor saß unbeweglich in der Sofaecke, das Kochbuch in der Hand, und starrte die Sprecherin an, ohne ein Wort zu sagen. Er hatte eine eigentümliche Art, sich lästige Personen vom Halse zu schaffen. Er ließ sie reden und reden, ohne sie zu unterbrechen, ohne ihnen entgegenzukommen, ohne einem unklaren oder unfertigen Gedanken mit dem richtigen Worte nachzuhelfen. Er ließ sie ihr ganzes Garn abwickeln, bis sie damit zu Ende waren und atemlos vor ihm standen, dann hatte er sie ganz in der Hand; oder er ließ die Quälgeister sich ruhig in offenbaren Unsinn hineinschwätzen, ohne sie darauf aufmerksam zu machen, bis sie sich in einen solchen Wirrwarr von Phrasen, Wünschen, Annahmen und Behauptungen verwickelt hatten, daß eine Verständigung überhaupt nicht mehr möglich war, und die Besucher ganz verstört wieder abzogen. Draußen ärgerten sie sich dann wütend, nicht über sich selber, was erklärlich gewesen wäre, sondern über den Professor und schimpften auf seine Grobheit.

Dieses einfache Verfahren schien ihm nun auch gegen Fräulein Luise Schmidt das einzig richtige. Er ließ sie reden. Als sie aber erzählte, es sei ihr nicht möglich gewesen, die Entrüstung unter ihren Mitschwestern zu beseitigen, sie hätten sich alle entschlossen, die Vorlesungen des Professors nicht mehr zu besuchen, sprang Knorre auf und rief freudig überrascht: Ist das wahr? Hören Sie, eine bessere Nachricht konnten Sie mir nicht bringen. Die geheimnisvolle Wase hat also gewirkt! Aber Sie — was wollen Sie denn nun noch, Fräulein Schmidt?

Ich? ich werde ruhig weiter zu Ihnen kommen, Herr Professor, und Ihre Vorlesungen weiter hören.

Das können Sie nicht, das dürfen Sie nicht, rief Knorre, das verbietet Ihnen der Korpsgeist!

Korpsgeist? Den giebt's unter Frauen nicht. Sie sehen, Herr Professor, ich bin in gewissem Sinne auch Weiberfeind. Ich kenne mein Geschlecht zu genau. Wenns Korpsgeist unter ihnen gäbe, dann würden die einen nicht im Elend verkommen und die andern im Überfluß prassen. Ich gebe Ihnen im Grunde ganz Recht, wir sind ein klägliches Geschlecht. Es giebt unter uns die dümmsten Kreaturen, aber auch einige gescheite, es giebt unter uns die faulsten Geschöpfe, aber auch einige fleißige. Und wenn ich auf der Promenade eine Frau in der Karosse fahren sehe, wie sie dastzt, zurückgelehnt, mit halbgeschlossenen Augen, dumm, stumpfsinnig, hochnäsiger und die beschäftigten Menschen wie unangenehme Traumbilder an sich vorbeiziehen sieht, dann

möchte ich immer in den Wagen springen, sie an den Schultern packen, sie schütteln und ihr ins Gesicht schreien: Schlaf nicht, du faule Drohne, arbeite, arbeite für deine hungernden Mitschwester! Es giebt jetzt für uns wichtigere Dinge zu thun, als sich in die Kissen zu legen und gelangweilt dreinzuschauen! Sie haben Recht, Herr Professor, wir Frauen sind im Grunde ein eitles, oberflächliches, genußsüchtiges Geschlecht. Auf den Straßen, in den Anlagen, auf den Sportplätzen, in den Vergnügungsorten, in den Läden wimmelt es von lustwandelnnden, nur auf Genuß bedachten jungen und alten Weibern. Sie sitzen in den Konzerthäusern eine neben der andern mit einer so wichtigen Miene, als hinge von ihrer Anwesenheit das Glück vieler Tausende ab. In ganzen Scharen stehen sie vor den Schaufenstern der Modemagazine; vor den Buchläden sieht man keine. Sie füllen unsere Theater von oben bis unten und ziehen die Kunst herunter, indem sie kritiklos den thörichtsten und den frivolsten Dingen Beifall spenden. Sie tänzeln in den Salons und auf den Bazar's umher und entwürdigen die schöne Tugend der Wohlthätigkeit zu einem prahlerischen Gewerbe. Sie drängen sich zum Zeitvertreib, zur Abwechslung oder aus Neugierde in die Kirchen — unsere sogenannten gebildeten Frauen und Mädchen sind überall zu finden, nur nicht da, wo es im stillen zu arbeiten und im stillen etwas ordentliches zu schaffen giebt. Sie haben ganz Recht, für die meisten unsers Geschlechts ist das Leben ein großer Rotillon, für den sie erzogen werden, und von dem sie möglichst viele, abwechslungsreiche Touren erwarten. Welch ein entsetzliches Unglück, wenn dann einmal eine Tour ausfällt! Diese Art von Frauen will gefeiert werden, wie die geheimnisvolle Base im Märchen. Und dazu kommt die große Gruppe der selbstgerechten, unfehlbaren, pharisäerhaften und engherzigen Philisterweiber. Es ist richtig, Herr Professor, das Weib ist sich selbst der größte Feind, und deshalb komme ich zu Ihnen, weil ich mir offenen, ehrlichen Rat holen will. Sie sind ein etwas grober Herr, verzeihen Sie, aber umsomehr bin ich überzeugt, daß Sie mir die Wahrheit sagen werden.

Der Professor suchte im Zimmer nach seinem Rock, aber Franz hatte ihn mit hinausgenommen. Fräulein Schmidt bat ihn, sich ihretwegen keine Unbequemlichkeiten zu machen, und so blieb er in Hemdsärmeln. Sie setzte sich auf seinen Wink und fuhr dann fort: Ich muß jetzt gründlich arbeiten, lernen, studiren. Ich habe ja immer gearbeitet, in der Schule, auf dem Seminar, im Auslande, in Oxford, in Paris, wo ich mir das Zeugnis als Agrégée de l'université erworben habe. Aber das Arbeiten war mehr die Thätigkeit eines Geldwechslers, der Geldstücke einnimmt und ausgiebt, ohne darnach zu fragen, wo sie herkommen und wie sie entstanden sind. Mit meinem ganzen Wissen bewege ich mich, um die Wahrheit zu sagen, auf einem schwankenden Moorboden. Das ist ein unheimlicher Zustand. Mir fehlt die feste Grundlage für meine Sprach- und Litteraturstudien, und die kann ich mir nur auf einer deutschen Universität verschaffen. Ich habe so viel Zutrauen

zu Ihnen, Herr Professor, bitte, sagen Sie mir, wie ich das am besten bewerkstelligen kann.

Der Professor besann sich eine Weile, dann sagte er, indem er sich über das struppige Kopfsaar fuhr: Lassen Sie die Wissenschaft in Ruhe und leben Sie von Ihren Renten!

Luise lachte. Wenn ich so glücklich wäre, Renten zu beziehen, Herr Professor, dann säße ich nicht hier. Verzeihen Sie, für mich ist die Frauenfrage keine Frage der Eitelkeit, sondern des Magens. Mein Vater war Geheimrat —

Knorre unterbrach sie barsch: So, und da hat sich kein Leutnant gefunden?

Das verstehe ich nicht.

Ja so, das können Sie auch nicht verstehen. Er machte eine Pause, dann sagte er: Weshalb sorgen Ihre Brüder nicht für Sie?

Ich hatte nur einen, und der ist als Student verbummelt und zu Grunde gegangen, nachdem er die Mutter ins Grab und mich um alle Habe gebracht hatte. Ich bin arm wie eine Kirchenmaus. Ich will meinem Vater keinen Vorwurf machen, aber der echte deutsche Mann sorgt ja für seine Söhne und giebt für den dümmsten und verkommensten den letzten Groschen aus, aber das Schicksal seiner Tochter überläßt er willenlos dem Zufall. Sagen Sie selbst, Herr Professor, müßten wir armen Beamtentöchter nicht alle zu Grunde gehen, wenn wir alle so wären, wie uns das indische Märchen schildert! Nein, etwas Inhalt haben wir doch, wenn nicht den geistigen, so doch den moralischen, der nötig ist, uns Enterbte aufrecht zu halten.

Sie schwieg. Nach einer Weile fragte der Professor: Haben Sie keine Verwandten?

Nein, und wenn ich welche hätte, so würde ich es für schmachvoll halten, mich von einem Verwandten ernähren zu lassen, der vielleicht selbst für Weib und Kind zu sorgen hat. Die Mädchen, die sich hieran anklammern, sind doppelt beklagenswert. Sie zerstören sich ihren Lebenszweck, und sie sind bewußt oder unbewußt oft schuld an den Zerwürfnissen und dem Unglück junger Familien und aufwachsender Geschlechter. Nein, Herr Professor, so lange ich arbeiten kann, will ich mir selbst mein Brot verdienen.

Das ist sehr schön. Aber glauben Sie, daß Sie mit Ihrer unproduktiven, d. h. in pekuniärer Beziehung gegenwärtig ganz unfruchtbaren Wissenschaft Ihr Brot verdienen können? Wir haben schon genug Gelehrtenproletariat, wollen Sie das noch vermehren?

Ich studire, um bei dem großen Wettbewerb leichter eine feste Stelle an einer städtischen Schule zu erhalten. Die Thätigkeit und das Wanderleben einer Gouvernante habe ich satt. Lieber Holz im Walde sammeln oder Torf stechen, als beständig mit den Dummheiten und Launen unsrer modernen Mütter kämpfen zu müssen.

Also das Leben einer Lehrerin an einer Schule erscheint Ihnen begehrenswert?

werter? Glauben Sie mir, auch das ist undankbarer als Gänsehüten und Steine klopfen. Lehrer sein heißt, sich täglich stundenlang der Beobachtung und Kritik von mindestens sechzig frischen Augen und sechzig scharfen Ohren aussetzen. Schon das auf die Dauer zu ertragen, dazu gehören die Nerven eines Nilpferdes, und die, mein Fräulein, holen Sie sich nicht durch wissenschaftliche Studien. Denn nur auf Kosten des kleinen Gehirns, d. h. der Nerven, kann eine Frau ihr großes Gehirn ausbilden und verwerten. Sie haben von unsern Müttern eine schlechte Meinung, und da gebe ich Ihnen ganz Recht. Daß wir jetzt eine so grundloslose, genußsüchtige, frühreife Jugend haben, männliche wie weibliche, ist Schuld der deutschen Mütter. Versuchen Sie es in der Schule, den Kampf gegen diese Mütter aufzunehmen, so wird es Ihnen gehen, wie dem alten Helden mit der lernäischen Schlange. Täuschen Sie sich nicht, ich sage Ihnen, es dauert nicht zehn Jahre, und Sie sind als Lehrerin fertig mit Ihren Nerven, mit Ihrer Spannkraft, womöglich mit Ihrem Gehirn. Der Weg durch unsre modernen Lehrerinnenseminare führt ins Irrenhaus! Sehen Sie sich mal an, wer alles drin sitzt. Und da wollen Sie den Prozeß noch beschleunigen durch wissenschaftliche Studien? Das ist ja, als führe ein Zug mit vollem Dampf auf ein totes Geleise. Das giebt allemal eine Katastrophe.

Aber was soll ich denn nur anfangen, Herr Professor? fragte Luise etwas kleinlaut. Was soll ich denn studieren?

Hier, rief der Professor und schleuderte das Kochbuch auf den Tisch, das studieren Sie!

Luise warf einen Blick hinein, dann wurde sie über und über rot, biß sich auf die Unterlippe und stand schnell auf. Wenn das Ihr ganzer Rat ist, dann habe ich bei Ihnen nichts mehr zu suchen. Damit verließ sie das Zimmer, ohne den Professor weiter anzusehn.

Knorre schritt eine Weile auf und ab, dann rief er Franz, er möge ihm den Rock bringen. Er zog sich an und ging nach dem Hotel zum Mittagstisch. Aber auf der Promenade blieb er heute nicht bloß einmal, sondern dreimal stehn, und jedesmal stieß er den Stock mit größerer Heftigkeit als sonst auf die Erde.

Der ganze Stammtisch im Hotel saß voll Junggesellen: Lehrern, Ärzten, Juristen und pensionirten Offizieren. Den meisten, namentlich den jungen Herren, sah man an, daß sie ihre Jugendjahre standesgemäß verlebt hatten. Die kahle Platte war vorherrschend, und der Gesichtsausdruck zeigte bei allen einen Zug unverkennbarer Selbstzufriedenheit und einer gewissen Übersättigung oder angenehmen Erschlaffung.

Zachsimpelei und Politisiren waren bei Tische streng verpönt. Man liebte pikante Geschichten, die Pointen durften aber nur angedeutet werden — diese sehr sittlich aussehende Forderung war seltsamerweise gerade von den

Mitgliedern gestellt worden, von denen man wußte, daß sie in der Praxis am wüßtesten lebten. Aber „immer anständig!“ war ihr Wahlspruch; *cela se fait, mais ne se dit pas*. Für jede ungeschickt vorgetragne Zweideutigkeit mußte ein Groschen in eine Kasse gezahlt werden, die mitten auf dem Tische stand und alle Monate einmal in Champagner vertrunken wurde. So wahrte man die Form des Anstands. Einige jedoch, denen diese Groschenwirtschaft zu langweilig war, kauften sich jeden Monat durch eine Zahlung von zehn Mark frei, und die brauchten sich dann keinen Zwang aufzuerlegen.

Die meisten Geschichten drehten sich natürlich um das Ewig-Weibliche. Auf diesem Gebiete wurde jede neue Anekdote immer dankbar, mit vornehm näselsndem Gelächter aufgenommen. Heute kam man in Knorres Anwesenheit auf die Frauenfrage zu sprechen, und ein junger Jurist behandelte sie mit demselben souveränen, von Sachkenntnis nicht getrübbten Urteil, als hätte er den Wasserlauf eines großen Stromes zu reguliren oder die kirchlichen Verhältnisse einer Provinz umzugestalten.

Zum erstenmale fühlte sich Professor Knorre in dieser Gesellschaft unbehaglich. Er wurde den Gedanken an das einsame Mädchen nicht los. Er zeigte keinen rechten Appetit, vergaß auch, der Wirtin seine Vorlesung über die Mayonnaise zu halten. Die lockern Witze waren ihm sonst nicht unangenehm gewesen, aber heute war ihm alles widerwärtig, und als ein pensionirter Major den Unterschied zwischen einem Gestüt und einer Frauenuniversität erklärte, stand Knorre unwillig auf und ging fort.

Am nächsten Tage fehlten in seinem Kolleg die Hospitantinnen. Nur Fräulein Luise Schmidt saß auf ihrem alten Platz und schrieb alles eifrig nach, was Knorre vortrug. Er sprach nicht mit derselben Schärfe und Lebhaftigkeit, wie am Tage zuvor, aber doch noch polternd genug, sodaß auch die verkatertsten Studenten nicht stumpfsinnig hindämmern konnten. Häufig blickte er nach Luise hinüber. Die Ärmste sah blaß aus, kränklich, niedergedrückt. Ihre Augen waren matt und etwas eingesunken, um den Mund lag ein Zug schmerzlicher Entnütigung.

Knorre bemerkte das alles. Er wurde unruhig, zerstreut und nahm mehr als sonst zu seinem Kollegienhefte seine Zuflucht. Aber während er vorlas, schweiften seine Gedanken doch wo anders hin: sie waren mit der Szene beschäftigt, die sich gestern zwischen ihm und dem Mädchen abgespielt hatte. Er mußte an ihre traurigen Lebensschicksale denken, die sie ihm so rückhaltlos anvertraut hatte. Wie mutig, wie schaffensfreudig und zukunftsfröh hatte sie noch in der vorigen Stunde dreingeschaut, und wie müde, verzagt und geknickt sah sie jetzt nach ihrer Unterredung aus! Ihm war es, als hätte er an dem einsamen, verlassenen Mädchen ein bittres Unrecht begangen, und der Gedanke daran schnürte ihm so die Kehle zusammen, daß er sich ein paarmal räuspern und krampfhaft schlucken mußte. Dann machte er sich Lust mit einem derben

Ausfall gegen einen andern Gelehrten, der es gewagt hatte, seine Ansicht über Molières Verhältnis zu Shakespeare als Unsinn zu bezeichnen.

Als er das Kolleg verließ, sah ihn Fräulein Schmidt nicht wieder an, und doch wäre es ihm lieb gewesen, wenn sie es gethan hätte. Er war schon ein Stück Weges von der Universität fort, als er plötzlich stehen blieb. Es schien ihm etwas einzufallen, er kehrte wieder um, ging zum Bedell und ließ sich die Wohnungsliste der Hospitantinnen geben. Dann eilte er schnell nach Hause.

Nachmittag saß der Professor vor seinem Arbeitstisch und schrieb an seinen Bruder in Thüringen, auf dessen Gut er die Ferien zu verbringen und die Jagden mitzumachen pflegte. Als er fertig war, zog er seinen bessern Rock an, wobei er zu Franz sagte: Also es bleibt dabei, zu Michaelis gehen Sie ab. Dann machte er sich auf den Weg, um Fräulein Schmidt aufzusuchen. Unterwegs ging er ins Bahnhofsgelände, machte dort an der Kasse eine Befragung und ging dann weiter.

Fräulein Schmidt wohnte in der Gerbergasse, einer entlegnen und ziemlich unsaubern Straße, wo sich die Kanten noch ungestört auf dem Pflaster herumbalgten, sich mit Straßenschmutz bombardirten oder den Betrunknen, die aus den Schnapsläden torkelten, ein lärmendes Geleite gaben. Knorre schimpfte sich glücklich durch die Kinderchar und trat in das bezeichnete Haus ein. Er ging durch den roh gepflasterten Thorweg und fragte einen kleinen Jungen, der mit dem Daumen im Munde da stand, ob hier ein Fräulein Schmidt wohne. Der Junge machte ein klägliches Gesicht, dann guckte er nach oben und schrie nach seiner Mutter. Sofort ertönte vom obersten Stockwerk des Hofgebäudes eine kreischende Weiberstimme. Der Professor wiederholte seine Frage, und das Weib schrie herunter, er möchte nur raufkommen, das Fräulein wohne bei ihrer Nachbarin.

Knorre trat in das Hinterhaus und fing an, die dunkle, schmale Treppe emporzuklettern. Im Treppenhaus herrschte ein unangenehmer Geruch, wie nach gekochtem Schellfisch und angebrannter Milch, sodaß Knorre gleich auf dem ersten Treppenabsatz stehen blieb, sich eine Cigarre ansteckte und sich diese beim Weitersteigen beständig unter die Nase hielt. Als er aber auf der dritten Treppe über einen Besen stolperte und auf der vierten über einen Scheuer-eimer fiel, sodaß das Gefäß krachend die Stufen hinunterpolterte, da war es mit seiner Geduld vorbei. Er schimpfte und fluchte so heftig, daß alle Mieter verdutzt die Köpfe durch die Thürspalte steckten und nach dem Störenfried ihrer idyllischen Ruhe ausschauten.

Auch Fräulein Schmidt hatte ihre Thür geöffnet, sodaß die Treppe etwas erleuchtet wurde. Sie erkannte sofort den Professor und wurde vor Schreck, Verlegenheit und Freude ganz rot. Knorre trat in ihr Zimmer und rief ärgerlich: Hier werden Sie nicht einen Tag länger bleiben, das ist ja

ein Skandal, sein Leben in einer solchen Spelunke zu verbringen! — Fräulein Schmidt schloß ängstlich die Thür. — Wie sehen Sie aus! Wollen Sie sich mit aller Gewalt unter die Erde bringen? Wie können Sie es nur aushalten in dieser Luft, in dieser Höhle, wo nicht ein Sonnenstrahl hereindringt!

Er sah sich schnell im Zimmer um. Auf dem Tische stand etwas Brot, Butter und Corned Beef, auch ein Spirituskocher, und daneben lag ein aufgeschlagenes Buch. Was treiben Sie denn da? fragte er.

Es ist der Beowulf, den ich zu übersetzen versuche, erwiderte Luise etwas eingeschüchtert. Ich kann die Geschichte der englischen Sprache ohne Angelsächsisch nicht verstehen.

Und dazu sperren Sie sich in diesen Käfig ein? Das ist wirklich eine Unvernunft, die ihresgleichen sucht!

Luise wollte etwas erwidern, aber Knorre schnitt ihr das Wort ab und sagte: Ich verstehe! Sie wollen sagen, Ihre Mittel reichen nicht aus. Das ist Unsinn! Sie sind krank — reden Sie nicht, dagegen ist nichts einzuwenden. Sie sind krank, das sieht man Ihren Augen und Ihrer Gesichtsfarbe an. Lassen Sie mich doch ausreden! Sie haben mich um meinen Rat gebeten, und den sollen Sie haben. Ehe wir weiter über Ihre Studien verhandeln, müssen Sie vor allen Dingen gesund werden, ganz gesund. Zunächst weg mit dem angelsächsischen Schmöcker da! Dann müssen sie aus dieser Höhle fort, fort aufs Land, in eine andre Luft, in gesunde Verhältnisse, Sie müssen Ihr Gehirn und Ihre Nerven ruhen lassen.

Er griff in die Brusttasche: Hier haben Sie ein Billet nach Neudietendorf. Dort erwartet Sie ein Wagen, der Sie auf das Gut meines Bruders bringen wird. Dort werden Sie den Sommer aushalten, dagegen ist gar nichts einzuwenden, Sie werden aushalten! Ich habe Ihnen dort meine beiden Zimmer im Giebel nach dem Walde angewiesen. Morgen früh fahren Sie ab, um sechs Uhr, verstehen Sie? Morgen früh um sechs Uhr. Vergessen Sie nicht, das Billet abstempeln zu lassen, und damit glückliche Reise!

Der Professor gab ihr die Hand, sah sie noch einmal unter seinen buschigen Augenbrauen halb ingrimmig halb freundlich an und verschwand dann aus dem Zimmer.

Luise stand sprachlos da. Sie war während der ganze Szene nicht aus der Verlegenheit herausgekommen. Auf solchen Besuch war sie nicht vorbereitet gewesen. Es sah so wenig ordentlich in ihrem Zimmer aus; das fiel ihr jetzt alles doppelt auf, und die Angst, der Professor könnte das bemerkt haben und in seiner Rücksichtslosigkeit darüber schelten, peinigte sie.

Nun war er fort, und sie stand noch immer mit dem Billet in der Hand da und wußte nicht, was sie von diesem Manne mit dem rauen Wesen und dem guten Herzen denken sollte. Dann setzte sie sich still in die Sofaecke und hielt die Hände vors Gesicht. Demut und Freude, Verzagttheit und Hoffnung,

Ermattung und Lebenslust — sie konnte sich in diesen wirr durch einander flutenden Seelenstimmungen nicht zurecht finden. Sie war kein sentimentales, sondern ein entschlossenes, willensstarkes Mädchen, aber seit dem Tage, wo sie ihre Mutter verloren hatte, hatte sie nie so bitterlich geweint, wie in dieser Stunde.

Professor Knorre ging leichten Schritts und den Stock schwenkend nach seiner Wohnung zurück. Er wußte nicht, ob er sich mehr darüber freuen sollte, daß sein Kolleg nun ganz weiberfrei war, oder darüber, daß er einem guten, verlässen Menschenkinde eine Wohlthat erwiesen hatte. —

Nach einigen Tagen erhielt er einen Brief mit dem Poststempel Neudietendorf. Er kam von Fräulein Schmidt. Der Professor brummte, als er darin ein paar überschwängliche Ausdrücke von Dankbarkeit las, aber im Grunde seines Herzens freute er sich, denn Luise schrieb, das Landleben thue ihr wohl, und sie würde sich dort bald zurechtfinden. Es würde wohl eine kleine Umgestaltung mit ihr vorgehen. Seine Schwägerin, Frau Knorre, sei eine ausgezeichnete Frau von wohlwollender Gesinnung und stiller Wohlthätigkeit, keine geheimnisvolle Base, sondern eine einfache, offene und ehrliche Natur, trotz ihres Reichtums frei von aller Überhebung und aller Selbstgerechtigkeit, überdies eine Frau von Mutterwitz und richtigem Urtheil, deren geistige Bedürfnisse weit über illustrierte Familienjournale hinausgingen. Aber es sei auch eine Freude, sie in Küche und Keller zu begleiten.

Der Sommer verging schnell. Professor Knorre machte in den Universitätsferien eine Reise, und als die Ferien zu Ende waren, kehrte er mit Fräulein Schmidt nach der Universitätsstadt zurück. Aber sie studirte von nun an nicht mehr, sondern blieb bei dem Professor und leitete seinen Haushalt, denn die Hotelwirtschaft hatte der Alte gründlich satt. Sie hatte sich in die praktische Arbeit so eingelebt, daß sie an den gelehrten Büchern immer mit einem gewissen Gruseln vorbeiging. Nur den Beowulf ließ sie sich recht schön einbinden und stellte ihn ganz vorn in ihren Bücherschrank. Und wenn sie in ihren Mußestunden die unzähligen Aufsätze über die Frauenfrage sah, womit alle Zeitungen und Zeitschriften gefüllt waren, dann fühlte sie sich so sicher und behaglich, wie ein Seemann, der seine kleine Tolle glücklich durch die aufgeregten Wogen in den Hafen gebracht hat.

Ich muß mich jetzt, sagte sie dann oft, davor hüten, in die Selbstsucht und Engherzigkeit der deutschen Durchschnittsweiber zu verfallen, die durch irgend einen glücklichen Zufall oder durch einen ererbten Geldsack in den Besitz eines eignen Herdes gelangt sind, die sich aber den Zufall als ihr eignes Verdienst anrechnen und von einer Noth unter den Frauen nichts wissen wollen, weil sie zu beschränkt sind, die ganze Frage zu verstehen, und zu egoistisch, sich in ihrem spießbürgerlichen Glück stören zu lassen.

Die Frauenfrage ist doch recht schwer zu lösen, sagte sie eines Abends

zum Professor Knorre, als er ihr die Rektoratsrede eines Schweizer Professors über die Bestimmung der Frau mitgebracht hatte.

Doch nicht so schwer, erwiderte Knorre. Haben wirs nicht fertig gebracht? Es gäbe keine Frauenfrage mehr, wenn jeder alte Junggeselle zur praktischen Lösung soviel beitrüge, wie ich, wenn wir die Mädchen nicht zu geheimnisvollen Vasen für den Salon und für die Badereise erzögen, sondern zu einfachen, praktischen Berufsarten, wenn wir sie nicht zu geschwägigen Elstern heranbildeten, die drei Sprachen treiben und sich dabei in ihrer Muttersprache nicht verständig ausdrücken können, wenn wir ihnen wieder gesundes Blut, frische Sinne und kräftige Nerven verschafften, wenn wir sie nicht täglich fünf oder sechs Stunden lang in einen dumpfen Schulraum einpferchten und ihnen später die innern Organe durch eine ganz verkehrte Lebensweise und durch unsinnige Gewohnheiten verdürben, sondern sie in einfachen Verhältnissen, im Sonnenlicht und in reiner Luft aufwachsen ließen, mit einem Wort, wenn die deutschen Mütter vernünftiger würden.

Und die deutschen Väter auch, sagte Luise, denn solche Männer wie Professor Knorre sind in Deutschland selten. —

Bis hierher ist meine Geschichte wahr, ganz wahr. Nun würde ich gewiß den Leserinnen und manchem alten Junggesellen eine große Freude machen, wenn ich zum Schluß noch erzählte, daß Professor Knorre Fräulein Luise Schmidt geheiratet habe. Das wäre aber nicht wahr, denn vor einigen Tagen sagte mir mein Freund, der Landgerichtsrat Bergmann, es sei von ihm eine Adoptionsurkunde unterzeichnet worden, worin Professor Knorre die Luise Schmidt an Kindesstatt angenommen habe.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Der Distanzritt. Nichts ist mehr geeignet, wegen des Bestandes der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung Zweifel zu erregen, als die grundverschiednen Auffassungen der verschiedenen Bevölkerungsklassen über Erscheinungen auf politischem und sittlichem Gebiete. Die Verschiedenheit ist so groß, die Gegensätze sind so unveröhnlich, daß man eine Ausgleichung, ja auch nur eine Annäherung für ausgeschlossen halten muß.

In Wien wie in Berlin wurden in diesen Tagen die Herren, die den Distanzritt mitgemacht hatten, gefeiert, als wenn sie das Vaterland gerettet hätten. Viele Tausende bezeugten für das Unternehmen das größte Interesse, die Zeitungen waren mit eingehenden Berichten angefüllt, die Spannung eines großen Theils des Publikums grenzte an Fieberparoxysmus, der Bewunderung war kein Ende. Und daneben sprach ein großer Teil der urteilsfähigen Menge von dem Unternehmen mit der